Bezugspreis
für Halle vierteljährlich 2,50 M., bei zweimaliger Zustellung 2,75 M., durch die Post 3 M., zweimonatlich 2 M., einmonatlich 1 M., ohne Bestellgeld. Bestellungen werden von allen Reichspostanstalten angenommen.
Nr. 5382 des amtl. Zeit.-Verz.

[Fernsprechverbindung mit Berlin, Leipzig, Magdeburg 2c.
Anschluß-Nr. 176.

Abend-Ausgabe.

Saale-Zeitung.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.

Anzeigen
werden die Spaltzeile oder deren Raum mit 20 Pfg., solche aus Halle mit 15 Pfg. berechnet und in der Expedition von unseren Annahmestellen und allen Annoncen-Expeditionen angenommen.
Reklamen die Zeile 60 Pfg.

Erscheint zweimal täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

[Der Nachdruck unserer Original-Artikel ist nicht gestattet.]

Nr. 178. **Halle** a. d. Saale, **Montag den 17. April** **1893.**

Politische Uebersicht.

Nachdem dem Plenum des Reichstages jetzt auch der Kommissionsbericht über die sog. **lex Heinze** zur zweiten Berathung zugegangen ist, taucht die schon früher erörterte Frage wieder auf, ob es angezeigt sei, daß der Reichstag bei der Erörterung der Prostitutionsfragen u. dgl. die öffentliche Verhandlung ausschließe. Die „Lib. Korr." tritt dieser Frage bereits näher und äußert sich darüber folgendermaßen:

Wir theilen die Furcht vor der Oeffentlichkeit, die neuerdings in der gerichtlichen Praxis bedauerliche Fortschritte gemacht hat, in keiner Weise. Niemand ist gezwungen, den Verhandlungen des Reichstages, wenn der Inhalt derselben sein sittliches Gefühl beleidigt, beizuwohnen, und im Nothfalle könnte ja der Präsident beim Eintritt in die Verhandlungen die Insassen bezw. Insassinnen der Zuschauertribünen darauf aufmerksam machen, daß demnächst ein für zarte Ohren unangenehmes Thema zur Erörterung gelangen wird. Die Hauptsache ist, daß nach Art. 22 der Reichsverfassung die Verhandlungen des Reichstages öffentlich sind. Allerdings fügt der § 36 der Geschäftsordnung hinzu: Der Reichstag tritt auf den Antrag seines Präsidenten oder von zehn Mitgliedern zu einer geheimen Sitzung zusammen, in welcher dann zunächst über den Antrag auf Ausschluß der Oeffentlichkeit zu beschließen ist. Wie ist dieser Widerspruch zwischen der Vorschrift der Verfassung und der der Geschäftsordnung zu erklären? Die Sache ist die, daß der konstituirende Reichstag des Norddeutschen Bundes behufs Beschleunigung der Verhandlungen die Geschäftsordnung des preußischen Abgeordnetenhauses seinen Berathungen zu Grunde gelegt hat. In dieser Geschäftsordnung aber ist lediglich der Art. 79 der preußischen Verfassung über den Ausschluß der Oeffentlichkeit wiederholt, und so ist diese Bestimmung in die Geschäftsordnung des Reichstages gelangt. Bei der Berathung der Geschäftsordnung im Norddeutschen Reichstage hat niemand auf diesen Widerspruch zwischen Verfassung und Geschäftsordnung aufmerksam gemacht, und seitdem ist die Frage im Reichstage nicht praktisch geworden. Zweifellos kann aber eine Bestimmung in der Geschäftsordnung nicht die Bedeutung haben, daß der Satz der Verfassung: „Die Verhandlungen des Reichstages sind öffentlich" in sein Gegentheil verkehrt wird. Wäre das zulässig, so könnte man auf dem Umwege über die Geschäftsordnung auch andere Aenderungen der Verfassung vornehmen. Wenn z. B. der Art. 9 vorschreibt, daß jedes Mitglied des Bundesrathes das Recht habe, im Reichstage zu erscheinen und daselbst auf Verlangen jederzeit gehört werden müsse, so würde durch die Geschäftsordnung des Reichstages im Widerspruche mit der Verfassung bestimmt werden können, daß der Präsident des Reichstages das Recht habe, ein Mitglied des Bundesrathes daran zu verhindern, außerhalb der Tagesordnung zu beliebigen Auslassungen das Wort zu nehmen. Das wäre natürlich verfassungswidrig. Ebenso verfassungswidrig würde aber der Ausschluß der Oeffentlichkeit der Verhandlungen des Reichstages bei irgend einem Anlasse sein, mag in der Geschäftsordnung stehen, was will.

In den Erörterungen über die **Militärvorlage** ist vielfach auch die **Tauglichkeit** der mehr auszuhebenden **Mannschaften** in Zweifel gezogen worden. Bereits in diesem Jahre sind die Wehrpflichtigen nach den neuen Grundsätzen auf ihre Brauchbarkeit für den Eintritt in das Heer geprüft worden, und da erscheint die Zuschrift eines Mannes sehr beachtenswerth, der als langjähriger Beisitzender einer Ersatzkommission auch diesmal dem Musterungsgeschäfte beiwohnte und sich über seine hierbei gemachten Beobachtungen in den „Hamb. Nachr." äußert. Man kann aus seinen Mittheilungen einen Schluß auf diejenigen Elemente ziehen, die nach der Einführung der Militärvorlage zum Dienst bei der Waffe herangezogen werden müssen.

Dem Verfasser ist vor allem die beträchtliche Zahl der Kurzsichtigen aufgefallen, die heute gegen früher zur Einstellung gelangen würden. Auch die Anzahl der zum Dienst tauglichen Mannschaften mit dem Minimalmaß von 1,54 m werde beträchtlich sein. Ebenso sei es mit Plattfüßen, mit leichten Graden von Kropf und Gebirgshals, bei Verkrüppelung der Nagelglieder der Finger, bei Bruchanlage und Breitfuß, die bisher fast ausnahmslos der Ersatzreserve überwiesen wurden.

Am Schluß des Artikels heißt es:

„Wir haben ferner bei dem Musterungsgeschäft, dem wir anwohnten, bemerkt, daß auf den so wichtigen ausreichenden Brustumfang und sein richtiges Verhältniß zur Körpergröße des Mannes weit weniger Werth gelegt und Rücksicht als bisher genommen wird, und wir erhielten den Eindruck, als ob das ganze Geschäft von dem Bestreben beeinflußt sei, möglichst recht viele Leute ohne übergroße Berücksichtigung ihrer körperlichen Verhältnisse zur Einstellung gelangen zu lassen. Es wurde mit einem Worte genommen, was überhaupt kriechen konnte. Dieses Verfahren dürfte überdies durchschnittlich überall befolgt worden sein, und das Heer würde daher mit Durchführung der Militärvorlage, welche der Himmel verhüten wolle, eine Masse von „Kropfzeug" erhalten, das nur dazu geeignet sein kann, im Frieden nach einigen Anstrengungen die Lazarethe zu füllen und im Kriege bei den ersten Märschen liegen zu bleiben und die Etappenstraße und Orte zu füllen. Mit der Einstellung einer starken Anzahl (einige 30,000 Mann) mehr oder weniger bisher nur bedingt tauglicher d. h. krüppelhafter Rekruten ins stehende Heer werden dessen Truppentheile weder an Tüchtigkeit noch Selbstgefühl gewinnen. Dem Staate aber würden künftig infolge der Einstellung eines Theiles nur bedingt tauglichen Heeresersatzes voraussichtlich weit zahlreichere und beträchtlichere Invalidenpensionen als bisher zur Last fallen. Der für die dienstunbrauchbar werdenden Mannschaften 2c. erforderliche Nachersatz würde voraussichtlich künftig weit über 6 Proz., d. h. weit mehr als 6000 Mann der mehr einzustellenden Rekruten betragen. Das, was bei den französischen Manövern mit dem jetzigen in Frankreich bis auf den geringsten Grad der Diensttauglichkeit herabgesunkenen Heeresersatz liegen blieb, möge uns eine Lehre sein, nicht in ähnlicher Weise für unsere vortreffliche Armee zu verfahren."

In der „Konserv. Korresp.", dem offiziellen Organe der konservativen Partei, wird dem seligen **Kartell** der amtliche Todtenschein ausgestellt. Die genannte Korrespondenz veröffentlicht einen Aufruf des Wahlvereins der Deutschkonservativen, welcher unter der Ueberschrift „An die Arbeit" auffordert, sich auf die Eventualität einer Reichstagsauflösung vorzubereiten durch Aufstellung von Kandidaten, Geldsammlungen, Organisationen usw. Dann heißt es wörtlich:

„Was die Kandidatenfrage betrifft, so tritt die nachstehende Bestimmung unseres Organisationsstatuts, die zur Zeit der Kartellabmachungen gegenstandslos geworden war, wieder in volle Geltung. Diese Bestimmung lautet: Wünschenswerth ist es, daß auch in solchen Kreisen, in denen die Stimmenmehrheit für einen konservativen Kandidaten voraussichtlich nicht zu erlangen ist, dennoch ein Kandidat — sog. Zählkandidat — aufgestellt wird. . . . Es dürfen auf die Wahl bezügliche Vereinbarungen mit anderen Fraktionen grundsätzlich nicht ohne Zuziehung der Centralstelle eingeleitet werden."

An der Akademie in Münster ist, wie schon vor einigen Tagen an anderer Stelle erwähnt, die bisherige Professur der Nationalökonomie aufgehoben worden und dieselbe behufs Ernennung des klerikalen **Abg. Hitze** zum Professor zu einem Bestandtheil der Pastoral-Theologie gemacht worden. Dieses Verfahren ist von verschiedenen Seiten mit Recht als seltsam bezeichnet worden, und die von klerikalen Blättern gegen die erhobenen Einwände vorgebrachte Ausrede, der bisherige (nach Wien berufene) Professor der Nationalökonomie habe keine Zuhörer gehabt, eine recht lahme. Die „Nat.-Ztg." bemerkt hierzu treffend:

Uebte der bisherige Dozent der Nationalökonomie in der That keine Anziehungskraft auf die Studenten aus, so konnte man einen hierzu besser geeigneten berufen; gegen die persönliche Qualifikation des Herrn Hitze für eine derartige Professur erheben wir keine Einwendung. Aber offenbar wollte Herr Hitze, der Geistlicher ist, nur eine theologische Professur übernehmen. Daß man wegen dieses persönlichen Wunsches die Nationalökonomie zu einem Bestandtheil der Pastoral-Theologie macht, das finden wir seltsam und, um uns bestimmter auszudrücken, ungehörig. Die Akademie in Münster ist eine unvollständige Hochschule, aber keineswegs nur eine Lehranstalt für Theologen. Nun hat es gewiß auch von kirchlichen Anschauungen aus kein Bedenken, daß Studenten der Theologie, die etwas von der Volkswirthschaft lernen wollen — was nur zu wünschen ist — Vorlesungen eines Dozenten der Nationalökonomie hören. Auch für Theologen wird es nur nützlich sein, wenn die Grenzen der verschiedenen Wissenschaften aufrecht erhalten bleiben. Eine ganz unzulässige Zumuthung an die Nicht-Theologen in Münster aber ist es offenbar, daß sie, um Nationalökonomie zu hören, in eine Vorlesung über Pastoral-Theologie gehen sollen.

Anläßlich der **Choleragefahr** haben der Ministerpräsident und der Kultusminister neuerdings eine Verfügung erlassen, in deren Einleitung bemerkt wird, daß schon bei früheren Epidemien die Wahrnehmung gemacht worden sei, daß in öffentlichen Anstalten mit starker Bevölkerung die Seuche auffallend häufig und mit besonderer Heftigkeit auftritt. Namentlich gelte dies von Irrenanstalten, Siechenhäusern, größeren Krankenhäusern, Arbeitshäusern, Gefangenen- und Strafanstalten. In Bezug hierauf heißt es:

Die Ermittelungen hinsichtlich der Epidemie in der Provinzial-Irrenanstalt zu Nietleben haben ergeben, daß dort erhebliche Mängel der sanitären Einrichtungen vorlagen; auf diese wird es von Sachverständigen zurückgeführt, wenn die Krankheit in so schwerer Form aufgetreten ist. Auch bei früheren Epidemien in öffentlichen Anstalten, in welchen ähnliche Zustände wie in Nietleben bestanden, hat man gleiche Beobachtungen gemacht. Die Angelegenheit ist einer Besprechung der Reichs-Cholerakommission unterzogen und es ist hierbei übereinstimmend betont worden, wie es nicht allein im Interesse der Anstalten selbst, sondern fast noch mehr in demjenigen der benachbarten Landestheile liege, solchen Ereignissen möglichst vorzubeugen. Um dies zu erreichen, hält die Kommission es für geboten, vor Eintritt wärmerer Witterung die sanitären Einrichtungen der fraglichen Anstalten einer besonderen Untersuchung zu unterziehen und auf die Beseitigung der dabei etwa vorgefundenen gefährlichen Zustände hinzuwirken. Nach dem Urtheile der Kommission würde es genügen, wenn von jenen öffentlichen Anstalten diejenigen Berücksichtigung finden, welche mit centralen Einrichtungen für Wasserversorgung oder Beseitigung der Abfallstoffe versehen, oder welche doch zur Aufnahme einer größern Zahl von Personen (etwa 200 und mehr) bestimmt sind. Die Gesichtspunkte, welche bei der Untersuchung hauptsächlich Beachtung verdienen, sind in Fragebogen zusammengestellt. Da wir noch immer mit der Gefahr zu rechnen haben, daß die Cholera während des Sommers von neuem in Deutschland sich verbreitet, so sollen die Oberpräsidenten dafür Sorge tragen, daß alle jene Verhältnisse auf das Genaueste untersucht und Mißstände, welche der Cholera Nahrung zu bieten geeignet wären, sobald als möglich abgestellt werden.

[Nachdruck verboten.]

's böse Kaderl.

Eine Geschichte aus den Alpen. Von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

Zu Sanct Johann im Pongau war an dem bestimmten Tage die Zusammenkunft der Auswanderer. Es kamen ihrer mit Bündeln und Körben und Holztrühseln und Hausgeräthen von allen Seiten herbei, denn die Zeiten waren oben und unten schlecht. Es waren schon zwei Wirthshäuser voll, auch Weiber und Kinder darunter. Der Agent war bereits da, der Reisemarschall, und den umschwärmten sie mit Fragen und Anliegen aller Art; auf manchem Gesichte leuchtete eitel Hoffnung, auf manch anderem dumpfe Ergebung in das, was nun werden sollte. Ein anwesender Eisenbahner hätte die Gemüthlichkeit bald verdorben. Der war schon einmal drüben gewesen und erzählte, daß er in Amerika Ratten gegessen habe, die ihm schier besser geschmeckt, als daheim die Kohlrüben und die Erbsen. Der Agent rief von seinem Tische her dazwischen, sie sollten lieber singen als einem müßigen Schwätzer zuhören, da stimmten ihrer zwei folgendes Lied an:

Die Zeit und Stunde ist schon da,
Wir reisen nach Amerika,
Der Wagen steht schon vor der Thür,
Mit Weib und Kind da reisen wir,
Da trinken wir Champagnerwein,
Das soll zur G'sundheit tauglich sein,
Wir fürchten keinen Meeresfall,
Wir denken, Gott ist überall!
Und sind wir in Amerika,
So rufen wir Viktoria!
Und finden wir dort unser Glück,
So denken wir nicht mehr zurück."

Jetzt kam auch unser Michel, er setzte sich, als ob nichts wäre, mitten unter die anderen an den Wirthshaustisch hin, denn es war noch Zeit. Es mußte der Eisenbahnzug erwartet werden, der sie alle davontragen solle. Der Agent musterte noch einmal seine Gesellschaft und fragte laut, ob jeder wohl auch das nöthige Geld bei sich habe. Alle sagten ja, nur der Michel machte ein solches Gesicht, daß der Herr ihn ein zweites mal fragte. Die Sache war sehr bald entschieden, der Lughütter hatte kein Geld, — also zurückbleiben. Trotz aller Bitten und Versicherungen, daß er es ja drüben vom Ersparten getreulich abzahlen werde, entschied der Agent kurz und scharf: ohne Geld nehme er keinen mit.

Der Michel weinte wie ein Kind, das gab aber nichts aus, der Herr, welcher damals im Lughütterhause so gütig gewesen war, blieb hart wie Quarz. Der Knappensepp aus Rauris, ein früherer Schulkamerad des Michel, hatte Erbarmen, aber Geld leistete auch der nicht, sondern nur das Versprechen, er werde dem Lughütter von drüben fleißig schreiben und ihm alles berichten und alles für ihn vorbereiten, bis er nachkommen könne.

Der Eisenbahnzug dröhnte heran, beim Einsteigen vergaß jeder und jede, sich niederzuwerfen auf den Erdboden der Heimath, um ihm zu danken . . . . Der Zug rollte davon und allein zurück blieb der Michel. Knirschend stampfte er die Scholle, an die er nun doch gefesselt blieb, und neunfach verfluchte er den Dieb, der ihm mit dem Geld die neue Welt gestohlen hatte, in die unterste Hölle. Wir sollen es ja noch erfahren, ob diese kräftigen Flüche etwas ausgerichtet haben.

Ganz dumpfig im Kopfe und träge an den Füßen ging der Michel wieder ins Steirische zurück, aber nicht mehr zu dem Lughütterhofe, sondern in den Schöderwald hinauf zu Weib und Kind. Als er sie sah, lachte er wie ein Verzweifelter: „So, jetzt bin ich schon wieder da von Amerika, jetzt hab' ich das Amerika schon im Sack. Saggerischer Höllderuxel, verschwefelter!"

Als das Weib Näheres erfahren, sagte sie: „Na, Unglück ist's ja auch keines. Bleibst halt da und stehst in Arbeit oben im Schüttwaldschlag, der Förster nimmt Holzknechte auf, weil sie reden; wir gehen nachher ja auch in den Schüttwaldschlag, wenn das Bäumesetzen fertig ist. So gut wie auf dem Lughütterhöfel geht's uns auch im Holzschlag und sind keinem Menschen nichts schuldig, das ist auch was werth. Und Sonntags kannst du dir dein Krügerl gunnen und so thun wir fort und denken halt, wir wären in Amerika."

Prächtig verstand sie es, ihn zu beruhigen. Ja, er nahm sich heilig und tapfer vor, in diesem Waldlande so lange zu arbeiten, bis er das nöthige Geld habe zur Uebersahrt.

Im Schüttwaldschlage stand er als Holzknecht ein; wohnen mußte er mit anderen Holzknechten in der gemeinsamen Baracke, während seine Familie bei einer alten Kohlenbrennerin sich eingeheimt hatte und von dort aus in die Arbeit ging: Rindenschichten, Aeste kleinhacken, Beeren sammeln, Zügen hüten. Nicht allein das Feld, auch der Wald nährt seine Leute. Diese Waldarbeit währte Jahre lang, der Waldherr wollte alles reife Holz herausschlagen, um den Boden dann wahrscheinlich zu verkaufen. Und so erwarben sich auch unsere Lughütterleute Tag für Tag ihren Unterhalt. Später gestattete es der Förster, daß unser Michel ein halbverfallenes Jägerhäusel beziehen und seine Familie zu sich nehmen durfte. Dieses Häusel stand an einer sachten Berglehne, mitten in einer Wildniß von Haselnuß-, Erd- und Brombeersträuppen; auch Nattern, Füchse und Marder und anderes Gethier gab es, sodaß das Weib einmal sagte: „Schau, Michel, da hast du ja dein Amerika!"

Aus Amerika war inzwischen ein Brief gekommen vom Knappensepp. Der Brief war vom Mississippi bis zum Lughütterhöfel drei Wochen gegangen und vom Lughütterhöfel bis zum Schüttwaldschlag noch länger, weil die Post den Aufenthalt des Empfängers erst suchen mußte. Der Brief erzählte, daß der Knappensepp bei einer Regulirung des Mississippistromes arbeite, und der Sepp schilderte die Größe des Stromes mit so selbstgefälligen Worten, als ob er ihn selber gemacht hätte. Und daß in der neuen Welt überhaupt alles so großartig sei. Am Mississippi gäbe es viel Arbeit, viel Geld und viel Fieber. Und der Michel solle nur nachkommen. — Der konnte aber noch nicht, doch steigerte er seine Erwerbsthätigkeit und seine Sparsamkeit, damit die Reise bald möglich werde. — Nach einem halben Jahre kam ein zweiter Brief, der sprach wenig mehr von der Großartigkeit, von Arbeit und Geld, sondern nur vom Fieber. Der Sepp lag in einer schlechten feuchten Lehmhütte und siechte. Der halbe Theil der salzburgischen Auswanderer, so schrieb er, sei schon zu Grunde gegangen, von der anderen Hälfte hätten sich die meisten verlaufen, daß er

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18930417044/fragment/page=0001

Die letzte Nummer des amtlichen „Deutschen Kolonialblattes" bringt einen ausführlichen Bericht des Lieutenant Prince über seine Ende Januar mit der Schutztruppe gegen den aufsässigen **Häuptling Sike von Unyanyembe** ausgeführten Operationen und den Sturm und die Einnahme der stark befestigten Boma des letztern. Das Verhältniß zwischen dem durch die Araber Kwiharas und Ngambos aufgestachelten Häuptling Sike, der seine Oni Kuru Kwa Isike (Residenz-Tembe) ausgebaut und stark verschanzt hatte, und dem Befehlshaber der benachbarten Karawanstation Tabora war schließlich ein geradezu unerträgliches geworden. Sike pochte auf seine positive Uebermacht; die Besatzung der Station war eine zu schwache und die zu verschiedenen malen auf die Tembe unternommenen Stürme blieben erfolglos. Als Lieut. Prince in Tabora eintraf, herrschte allgemeine Unruhe und Unsicherheit und Sike ließ eine Karawane nach der andern, die durch sein Gebiet zogen, ausplündern. Ein Versuch, weitere Hilfskräfte durch Dr Schweinfinger aus Unyanguira herbeizuholen, mißlang, da sämmtliche in Usongo angeworbenen Träger desertirten. Prince mußte sich daher entschließen, mit den vorhandenen Kräften kurzer Hand einen Sturm zu wagen. Es standen ihm hierfür zur Verfügung:

4 Europäer, 1 sudanesischer Offizier und 34 Mann sowie 20 Waganda-Wanyamwesi, 12 Suaheli-Askaris der Schutztruppe und 81 eingeborene Rekruten, die theils im November, theils im Januar eingestellt waren, ein 4,7 cm-Schnellfeuergeschütz mit 250 Granaten, ein 12 cm-Vorderladermörser und 80 Träger von der Sultanin Nyasso. Die Soldaten der Schutztruppe hatten jeder 150, die übrigen 50 bis 100 Patronen erhalten. Dem Angriff lag der Plan zu Grunde, unter dem Schutze eines Bombardements mit Umgehung der Westfront des Quikuru bis auf 100 m an die Nordfront heranzugehen, dort Schützengräben aufzuwerfen, mit Laufgräben die Westecke der Boma zu erreichen und dann nach Durchbruch der Pallisaden mit konzentrirten Kräften an diesem Punkte zu stürmen. Während des sprungweisen Vorgehens zeigten sich auf beiden Flanken größere feindliche Ansammlungen, die mit einer Umflügelung drohten. Ein allgemeiner Angriff der Eingeborenen, die plötzlich von allen Seiten auftauchten, wurde erfolgreich zurückgeschlagen und dann für die Nacht eine befestigte Stellung bezogen. In der Nacht und während des folgenden Tages wurde der Laufgraben ausgehoben und in der folgenden Mitternacht vollendet. Inzwischen war ein schwerer Platzregen gefallen, eine starke Kälte machte sich fühlbar, und wirkte höchst niederschlagend auf die Truppe. Um 4½ Uhr früh wurde das Signal zum Sturm gegeben und die Sudanesen sprangen mit Hurrah aus dem Graben vor. Ein wilder Kampf entspann sich innerhalb der Tembe, das Bronzegeschütz Sike's, aus dem derselbe zuvor gefeuert, wurde erbeutet und dann das Holzwerk der Tembewand in Brand gesteckt, um den Feind durch Rauch aus dem Innern herauszutreiben. Als die schwere Holzthür an der Hauptbauaja eingeschlagen wurde, erfolgte inwendig eine heftige Pulverexplosion: Sike hatte sich mit seinen Weibern und seinen Schätzen in die Luft gesprengt. Prince fand den Sultan noch am Leben und ließ ihn unverzüglich aufknüpfen. Dann wurde das Quikuru planmäßig zerstört und der Rückmarsch nach Tabora angetreten. Die Verluste auf deutscher Seite betrugen 4 Todte, 9 leicht, 8 schwer Verwundete und mehrere Nyassaleute, der Verlust auf feindlicher Seite konnte nicht festgestellt werden, dürfte aber 250 Todte und Verwundete leicht überschreiten.

Der Eindruck, den diese kühne Waffenthat der Deutschen im ganzen Lande hervorgerufen hat, ist ein gewaltiger. Aus den verschiedensten Landstrichen trafen Gesandtschaften mit Friedensversicherungen und Geschenken bei Lieut. Prince ein. Die politische Bedeutung des Erfolges bezeichnet derselbe selbst wie folgt:

Die Station ist in direkten Verkehr mit den Eingeborenen getreten, die Vermittlung der Araber unnöthig geworden. Eine rechtmäßige (Sike war Sklavensohn und nicht nach Landesbrauch gewählter Sultan) Regentenfamilie ist durch uns eingesetzt, die während der ganzen kritischen Zeit treu zur Station gehalten. Der durch die Furcht vor Sike unterdrückte Wunsch, auch in Unyanyembe ein den Rechten und Gebräuchen entsprechendes Haupt zu sehen, ist hierdurch erfüllt. Eine durch Sike in Mkigwa festgelegte und eine bei Wamba gefährdete Karawane sind gerettet worden. Die Routen sind geöffnet, der Zug der Karawanen — etwa 7000 für Ujiji bestimmte Lasten liegen seit sieben Monaten in Tabora — hat begonnen; es handelt sich nur für die kürzeste Route über Nubugo um die Initiative der Karawanen selbst. Daß in Unyamwesi Eingeborenen-Kämpfe stattfinden können und werden, ist bei der großen Ausdehnung des Gebietes natürlich.

In Tabora und Unyanyembe ist ein deutsches Prestige zum ersten male wirklich vorhanden und der Friede nach menschlicher Voraussicht gesichert.

Ueber die Vorgänge, welche den **Staatsstreich in Serbien** eröffneten, erhält die „N. Fr. Pr." von ihrem belgrader Korrespondenten einen Bericht, der sich auf die Mittheilungen eines Augenzeugen stützt. Verschiedene Einzelheiten desselben sind so interessant, daß wir hier nochmals auf die Sache näher eingehen wollen. Der Bericht sagt hierüber:

Am Donnerstag um die Mittagsstunde erhielten die Regenten und Minister die übliche gedruckte Einladung zur Hofloge um 8 Uhr abends. Etwa eine Viertelstunde zuvor hatten sich die Eingeladenen in der Burg einzufinden. Während der Konversation vor dem Erscheinen des Königs bemerkte Ristitsch zu Avakumovitsch, der König werde wahrscheinlich eine Mittheilung, betr. die königlichen Eltern, machen. Man gewahrte bald an den Dienern eine gewisse Aufregung; überhaupt machte sich eine Art unheimlicher Stimmung bemerkbar. An der Hofloge nahmen die Regenten und sechs Minister, da einer derselben, Ribaratsch, erkrankt war, sowie die beiden Adjutanten, Majore Ciritsch und Kumritsch, theil. Auch der König schien bewegt. Nach den drei ersten Gängen trat ein Hoflakai an Major Ciritsch zu und theilte ihm etwas leise mit. Bald darauf machte Major Ciritsch dem Könige die kurze Meldung: „Got ove je!" („Es ist fertig!") Nun erhob sich der König und sagte: „Meine Herren Regenten! Vier Jahre lang haben Sie in meinem Namen die königliche Gewalt ausgeübt; ich danke Ihnen herzlichst für Ihre Mühewaltung. Nunmehr fühle ich mich persönlich befähigt und berufen, die königliche Gewalt selbst auszuüben, und werde sie auch von diesem Momente an ausüben, und ich bitte die Herren Regenten, mir Ihre schriftliche Resignation zu überreichen." Ristitsch erwiderte hierauf beiläufig: „Eure Majestät! Ich und mein Mitregent Belimarkovitsch sind verfassungsmäßig mit der Regentschaft betraut und unsere Funktionszeit ist verfassungsmäßig begrenzt. Wir sind daher nicht in der Lage, unsere Demission zu geben. Wenn Eure Majestät sich berufen fühlen, die königliche Gewalt selbst auszuüben, haben wir nichts dagegen, aber ein schriftliches Aktenstück vermögen wir hierüber nicht auszufertigen." In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Nebensalons, woselbst Truppen unter Kommando des Hauptmanns Miskovitsch postirt waren. Kriegsminister General Boghitchevitsch, welcher sich ebenfalls unter den zur Hofloge geladenen Ministern befand, trat auf Hauptmann Miskovitsch zu und sagte: „Herr Hauptmann! Wie dürften Sie in die königliche Burg kommen ohne mein Wissen und Befehl?" „Herr General," erwiderte Miskovitsch, „in diesem Augenblicke folge ich nur den Befehlen Sr. Majestät des Königs." Während dieser Verhandlungen, an denen auch General Belimarkovitsch sich betheiligte, zog sich der König zurück, worauf sich die Thür hinter ihm schloß. Von da an sahen die königlichen Gäste den König nicht mehr. Nun trat eine bange Pause ein. Von einer Fortsetzung der Hofloge war natürlich keine Rede mehr. Den Anwesenden wurde angezeigt, daß sie die königliche Burg nicht verlassen dürfen und Zimmer für sie im neuen Konak hergerichtet seien; keiner von ihnen schlief, nur General Belimarkovitsch schlummerte für kurze Zeit ein. Des Morgens wurde allen ein Frühstück servirt, und Freitag um halb 12 Uhr vormittags zeigte Major Ciritsch ihnen an, daß sie sich nach Hause begeben dürfen, worauf jeder internirt Gewesene separat mittels Hofwagens, von einem Offizier begleitet, in sein Haus abgeführt wurde. Erst als sie zu Hause ankamen, erfuhren sie alles, was sich zugetragen, und wovon sie während ihres Aufenthaltes im Konak nur eine unbestimmte Ahnung hatten.

Halle und Umgegend.

Halle, 17. April.

— In der Sonnabendsitzung des Bürgervereins erhob sich die Versammlung zur Eintritt in die Tagesordnung zu Ehren des verstorbenen langjährigen Mitgliedes, Fleischermeister Oehmke, von den Plätzen. Dann kam die an den Vorsitzenden des Ersten kommunalen Bezirksvereins gelangte Antwort des Magistrats auf die Eingabe um Aufhebung der Grund- und Miethssteuer zur Verlesung. Danach lehnt es der Magistrat mit Rücksicht auf die dem Landtage vorliegenden Gesetzentwürfe z. B. ab, derartige Aenderungen in unserem Gemeindesteuerwesen vorzunehmen. Dann sprach Hr. Stadtverordneter Friedrich über Markthallen-Anlagen. Nach einer Schilderung der Entwickelung und der Einrichtungen des Marktwesens und der Markthallen im alten Griechenland und Rom führte Redner in großen Zügen die gegenwärtigen Verhältnisse auf diesem Gebiete in England, Frankreich und Deutschland vor. Er empfahl die Errichtung von Markthallen und führte die namentlich auf gesundheitlichem Gebiete zu suchenden (im Bürgerverein bereits wiederholt für und wider erörterten) Vorzüge derselben auf. Die Frage, wer eine Markthalle errichten solle, müsse dahin beantwortet werden, daß im allgemeinen städtische Regie zu wünschen sei. Da aber private Verwaltungen durchweg thatkräftiger und findiger zu sein pflegten, könne man einer Uebertragung des Baues und der Verwaltung an eine Gesellschaft zustimmen, sofern eine Maximalgrenze der Gebühren für die einzelnen Marktstände festgesetzt, die behördliche Ueberwachung des Betriebes und des Verkehrs sicher gestellt, sowie der Gemeinde das Recht vorbehalten werde, die Markthalle nach einer gewissen Zeit zu einem bestimmten Preise zu erwerben und sonst das Interesse der Stadt gewahrt wird, wie es z. B. in Halberstadt geschehen sei. Die Markthallen-Gesellschaft habe vor etwa Jahresfrist dem hiesigen Magistrate ein Angebot in dieser Richtung eingereicht, bisher habe aber der Magistrat Stellung hierzu nicht genommen. Der Plan der Markthallen-Gesellschaft gehe dahin, auf dem jetzigen Wochenmarktplatze auf der Halle von der Futtermauer der Marktkirche an über die Oleariusstraße hinweg bis nahe zur Drehamtsstraße hin eine zweigeschossige unterkellerte Markthalle mit Zugängen von 3 Seiten und Belassung einer Durchfahrt für die Oleariusstraße zu erbauen. Auf 3500 qm bebauter Grundfläche würden im ganzen ungefähr 1900 qm nutzbarer Raum für Stände im Erdgeschoß und 1000 qm in der mehr einem zweiten Geschosse gleichenden Gallerie geschaffen werden. Die Kosten seien auf rund 600,000 M. berechnet. Eine eigentliche Erörterung knüpfte sich nicht an den Vortrag. Es wurde nur von einer Seite betont, daß man vorerst die Erledigung der jetzt vorliegenden dringenden Aufgaben abwarten müsse, ehe die Gemeinde an andere Unternehmungen herangehe. Von einer andern Seite wurde das Bedürfniß einer Markthalle lebhaft anerkannt, aber der Gedanke einer Ueberlassung des Unternehmens an eine Privatgesellschaft als außer jeder Erörterung stehend, bezeichnet; wenn das Bedürfniß anerkannt werde, müßten auch die Mittel beschafft werden. Zuletzt wurde u. a. noch die neu erlassene Polizeiverordnung betreffend Herstellung und Unterhaltung der Bürgersteige einer Besprechung unterzogen. Die Bestimmungen über die Herstellung der Thoreinfahrten wurden dabei als unzweckmäßig bezeichnet. Ferner sei es wirthschaftlich nicht zu rechtfertigen, daß zur Befestigung der Bürgersteige Granitplatten bis zur Länge von 2 m vorgeschrieben werden können. Auch wäre es bei den Verhältnissen in Halle nicht erforderlich gewesen, anzuordnen, daß die Verlegung der Bordschwellen in Cementmörtel und auf einem Fundament von Stampfbeton zu erfolgen hat. Ueber die Angelegenheit soll in der Stadtverordnetenversammlung durch eine Interpellation eine Besprechung herbeigeführt werden.

— Mit der Benefiz-Vorstellung am Dienstag zum Besten der zu begründenden Stadttheater-Pensionskasse findet der diesmalige Spielabschnitt des Theaters seinen Abschluß. Fast sämmtliche hervorragende Mitglieder des Stadttheaters haben dem Rufe der Bühnenleitung Folge geleistet und stellen ihre Kunst in den Dienst der Wohlthätigkeit, auch das Chor- und Balletpersonal bleiben noch einen Tag beisammen, um ihren Theil zum Gelingen der Veranstaltung beizutragen. Der Aufführungsplan ist daher ein recht abwechselungsreicher geworden und wird sicher zum Besuch der Vorstellung lebhaft anregen. Hr. Armbrecht singt in dieser Vorstellung zum ersten mal: „Erinnerung an den Liebling des deutschen Volkes (Kaiser Friedrich) und Frl. Emmy Reinhardt verabschiedet sich in derselben durch den Vortrag mehrerer Lieder.

— Der Gewerbe-Verein besuchte gestern das Provinzialmuseum. Die Besichtigung gestaltete sich sehr anregend. Unter der kundigen Führung des Hrn. Direktor Dr. Schmidt durchschritten die Mitglieder die ausgedehnte Zimmerflucht, den eingehenden Erläuterungen mit lebhaftem Interesse folgend. Die wohlgeordnete Sammlung gab den Gästen ein Bild von dem reichen Kulturleben, das sich auf dem Boden unserer Stadt und ihrer Umgebung seit Jahrtausenden entwickelt hat. Von den verwitterten Resten der Steinzeit bis zu den hochvollendeten Produkten moderner Drucktechnik ꝛc. sind im Museum fast alle Gebiete gewerblichen Schaffens vertreten und bald hier, bald dort fand dieser oder jener Fachmann einen ihn besonders fesselnden Gegenstand. Derartige gemeinsame Besichtigungen des Museums erscheinen sehr zweckmäßig. Der Gewerbeverein wird nächsten Sonntag seinen Besuch erneuern, um auch diejenigen Mitglieder, die diesmal fehlten, zu einer Besichtigung der Museumsschätze zu veranlassen.

— Aus der Hauptversammlung des Gartenbau-Vereins führen wir folgendes an: Im verflossenen Vereinsjahre haben 8 Versammlungen stattgefunden, in denen drei größere Vorträge gehalten wurden. Außer diesen Vorträgen wurden in den Sitzungen viele fachliche Fragen erledigt. In den Monatsausstellungen wurden folgende Pflanzen durch Preise ausgezeichnet: Gebr. Wagner Laurus tinus mit dem 1. Preise, O. Schröter Anthurium und Clivien 1. Preis, C. Rosch Azaleen-Sortiment mit dem 2. Preise, Th. Meinecke Begonien-Sämlinge mit dem 1. Preise, C. Strauß jun. Chrysanthemum-Sortiment 1. Preis. Außer Konkurrenz standen: von Hrn. Dr. Heyer hier gezogene Früchte von kalifornischen Weinreben, von Hrn. Insp. Strauß ein Hippeastrum robostum. Die Vereinskasse schließt mit 175 Mark Bestand ab. Die Mitgliederzahl ist 66. Zur Vorstandswahl wurde mitgetheilt, daß der vieljährige Vorsitzende und Leiter des Vereins Hr. Dr. Heyer wegen Erkrankung das Amt des Ersten Vorsitzenden nicht wieder annehmen könne; es wurde Hr. Dr. Thambayn gewählt. Die stellvertretenden Vorsitzenden Herren Fr. Rosch und A. Spindler sowie die weiteren Vorstandsmitglieder C. Schumann, O. Schröter, C. Bräter, W. Nebert wurden wieder-, zum 2. Schriftführer wurde Hr. Th. Meinecke neugewählt. Die in der Sitzung von Hrn. C. Rosch ausgestellten Azaleen erhielten den 1. Preis. Der Sitzung schloß sich wie üblich ein kleines Mahl an.

— Die hiesigen Steinmetzen waren in eine Lohnbewegung eingetreten und hatten heute früh die Arbeit nicht aufgenommen, weil die Meister es ablehnten, den vor 2 Jahren

---

nichts von ihnen wisse; nur ein paar führten als Ansiedler ein halbwegs erträgliches Leben; einer aber, der Franz Schackel aus Radstadt, habe einen Häutehandel angefangen und sei daran, ein reicher Mann zu werden. Aber je reicher er werde, desto hartherziger; anfangs, als er monatlich nur hundert Dollars eingenommen, habe er ihn, den Sepp, unterstützt, jetzt, weil er tausend Dollars einnehme, heiße es, jeder Mensch müsse auf sich selber schauen. Die Gelegenheit hinüber zu kommen werde zwar noch immer billiger, doch der Michel solle einstweilen noch daheim bleiben und weiteres abwarten; er, der Sepp, hätte schon Neue und wolle niemanden verführen.

Dann kam kein Brief mehr und nach zwei oder drei Jahren hörte es der Michel von einem ponganischen Sauschneider, der in die Gegend kam, daß der Knappensepp in Amerika gestorben sei, und daß man auch von den übrigen Auswanderern nichts Erfreuliches höre. Manche wären — so hätte einer an den Wirth in Sanct Johann geschrieben — in schlimme Hände gerathen und noch weiter gegen Westen geschleppt worden in die kalifornischen Bergwerke, wo keiner lange lebe. Andere seien in den Urwäldern verkommen, verhungert oder von wilden Thieren zerrissen worden; in Amerika kümmere sich kein Staat und keine Katz um den einzelnen. Jeder könne zu Grunde gehen, wie er wolle, das sei eben die Freiheit. Der Müllersjohn aus Lend sei wieder zurückgekommen, weil er sich vorsichtshalber so viel Geld in den Brustlap genäht hatte, daß er heimreisen konnte, der habe nur das eine Wort gesagt: „Mag es sein, wie es will, jetzt gefällt's mir in unserem Salzburgerlandel."

Dem Holzknechte war mittlerweile die Auswanderungslust vergangen. Er und sein Weib hatten angefangen, das Strupperwerk um das Häusel auszuroden und Gemüse zu bauen. Der Kohl, die Erdäpfel, selbst das bischen Korn und Gerste wuchsen vortrefflich an der sonnigen Lehne. Der Boden war ja ausgerastet, wie ein Knecht am Osterdienstag. Das Wieslein gab fettes Futter für zwei Kühe. Auch einen guten Brunnen hatte der Michel aufgefangen und das Häusel selbst war in bessern Zustand gesetzt worden. Die zwei Dirnlein arbeiteten schon wacker mit, und das Ganze war ein junges aufblühendes Wesen.

Mittlerweile war auch ein kleiner mäunlicher Stammhalter erschienen, und da sagte der Michel das erstemal: „Wenn ich Geld hätte, ich wüßte schon, was ich thät'. Wenn ich nur ein paar hundert Gulden hätte! Ich thät' mir das Anwesen ganz zu eigen kaufen; jetzt, da die Waldungen überhaupt verkauft werden und zerstückelt, wäre es wohlfeil zu haben."

Das sagte er nun oft, sagte es am Werktage bei der Arbeit, am Sonntag auf dem Kirchweg, aber es half nicht viel, der Arbeitslohn ging auf die Verbesserungen fast drau und es war keine große Hoffnung vorhanden, daß der Michel je einmal Eigenthümer des Gütels werden könnte. — Nun, so wollte er halt in Gottesnamen den geringen Pacht zahlen und arbeiten und sparen nach Möglichkeit.

Sieben Jahre waren so dahingegangen im Schüttwalde, da torkelte eines Sonntags nachmittags zur Thür ein alter Bekannter herein. Das Kaderl. Es war noch kleiner und noch buckeliger und noch runzeliger geworden, als es einst gewesen, und das Gewandel war sehr einfältig, aber einen Regenschirm hatte es bei sich, der so groß und so firschroth war und einen so glänzenden Messingbeschlag hatte an der Handhabe, daß man an diesem Regenschirme die ganze Wohlständigkeit der alten Magd erkennen konnte. Sie machte gleich ein lachendes Gesicht, als sie die Familie so schön beisammen sah, und der Michel meinte, das wäre was Seltsames, daß sich das Kaderl einmal anschauen lasse.

„Ja, muß doch einmal schauen wie es euch geht, da heroben," sagte sie.

„Mein, wie wird's uns gehen. Soweit nit schlecht. Geld kunnten wir brauchen. Setz' dich nieder, Kaderl."

„Vergelt's Gott," antwortete sie, „Geld meinst, Bauer. Wenn sonst nichts fehlt, Geld kannst schon haben."

„Oh!" lachte der Michel auf, „Geld ist am allerschwersten zu haben."

„Da hast gleich eine Handvoll," sagte die alte Magd und hielt mit rascher Bewegung ein Sparkassenbüchel hin. „Das ist dein, Bauer."

„Wie so denn? hab' nichts liegen drin."

„Mußt doch. Seit sieben Jahren ist's gewachsen, macht über dreihundert Gulden. Und auf deinen Namen ist's geschrieben: Michael Hubinger. Schau nur. Hubinger laßt du dich ja schreiben. Schau nur, es hat seine Richtigkeit."

„Das versteh' ich nit," meinte der Michel, „und wie kommst denn du zu diesem Büchel?"

„Gefunden hab' ich's, auf der Straßen gefunden," sagte sie, „und ich hab' mir schon gedacht, ob's nit etwan der Dieb verloren hat vor sieben Jahren — und ein anderer hat's gefunden und für dich in die Sparkasse gelegt. Stimmen thät's."

Der Michel starrte in das Büchel, auf seinen Namen, auf die Ziffern. Und endlich starrte er auch auf die alte Magd.

„Kaderl," sagte er, „so dumm bin ich net! Jetzt weiß ich's, wer's gethan hat und wen man einsperren soll, jetzt weiß ich's!" — Dann nahm er sie mit beiden Händen bei den ihren: „Kaderl! Du hast es doch gut gemacht, vergelt dir's Gott!"

Sie gestand es zwar nicht ein, sie schwieg und blinzelte mit den Augen. Die Bäuerin fiel ihr um den Hals: „Hättest du das nit gethan, wir wären allmiteinand verdorben: er drenten und ich mit den Kindern herenten. Jetzt können wir uns das Gütel kaufen. Und mein Beten hat doch was geholfen." —

Also war es, daß der Michel Lughütter herüben in der alten Welt gethan hat, was andere drüben in der neuen thun: eine Wildniß roden, durch Fleiß und Arbeit ein neues Heim gründen, wenn das alte verloren ist. Er hat das Gütel gekauft, es ist schuldenfrei, hat wenig Steuerlast und schon gedeiht darauf, was sie brauchen. Die Lust und Freude ist wieder da, das sichere Gefühl der Heimständigkeit ist auch wieder da. Und weil das neue Heim nun gar keine Hütte mehr ist, sondern fast ein stattliches Haus geworden, so nennt es der Besitzer nicht mehr beim Lughütter, sondern beim Lughauser. Und beim Lughauser waltet als Großmagd das kleine, schlaue, treue — böse Kaderl.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18930417044/fragment/page=0002